

L: Hebr 7,1-3.15-17

Ev: Mk 3,1-6

**ER SAH SIE DER REIHE NACH AN**

Die Texte heute haben mich an eine Fragestellung erinnert, die mich sehr beschäftigt. Wie kann ich anderen helfen, dass sie zur beglückenden und befreienden Erfahrung einer neuen Wahrnehmung der Gegenwart Gottes gelangen? Wie soll, wie darf ich Zeugnis geben, denn Zeugen sollen wir ja sein. Der Gedanke eines Jesuiten, auf den ich kürzlich gestoßen bin, drückt dieses Problembewusstsein aus: „Wie kann ich meinen Glauben bezeugen, ohne der Begegnung des jeweiligen Gegenübers mit „seinem“ Schöpfer im Wege zu stehen, ja sie durch mein vorlautes Reden womöglich zu verhindern – Ignatius von Loyola beschreibt diese Gefahr, wenn er den Exerzitien-Begleiter (Lehrer, Prediger) mit einer Waage vergleicht, die lediglich anzeigt, was in den Waagschalen passiert, sie aber nicht beeinflusst.“

Jede authentische Erfahrung, die wir als Gotteserfahrung bezeichnen, hat immer etwas Überraschendes, Neues, noch nicht Dagewesenes. Etwas, das man sich nicht selber ausdenken kann. Aber um darüber zu reden, hat man immer nur bekannte Worte, auf die man buchstäblich „zurückgreifen“ muss. Wenn ich dann über das Neue, Überraschende mit den bekannten, alten Worten spreche, ist immer die Gefahr, dass das Bild, das im Hörer dieser Worte entsteht, altem Bekannten entspricht.

Der Hebräerbrief in seiner Gesamtheit hat mit diesem Problem zu kämpfen. Der Autor versucht Hebräern, also Juden, mit den bekannten Mustern ihrer Religion das unfassbar Neue zu bezeugen. Was eigentlich zum Ausdruck kommen soll ist, dass das Alte nun beendet ist, die Heilsgeschichte in Jesus zur Fülle gekommen ist, es beginnt eine Neue Zeit, in der der Tempelkult keine Bedeutung und das aaronitische Priestertum ausgedient hat. Das Ende dieses Priestertums versucht er so zu erklären, dass mit Jesus eine ganz andere Art des Priestertums gekommen ist, die mit dem Bekannten nichts mehr gemeinsam hat. Darum der Verweis auf den geheimnisvollen Melchisedek. Aber dabei passiert etwas, was der Autor des Hebräerbriefes gerade nicht beabsichtigt hat. Er bleibt beim Begriff Priester bzw. Kohen. Das kann in den Hörern dazu führen, dass sie, anders als der Hebräerbrief das gemeint hat, das klassische Priesterbild lebendig hält und sogar auf Jesus – und später auf das neutestamentliche Priesterbild – überträgt.

Was entspricht dem klassischen Priesterbild der Religionen und warum hat sich Jesus selbst nie als Priester bezeichnet? Es gibt eine ganze Reihe von „Ich bin“ Worten – vor allem im Johannesevangelium - mit denen Jesus den Menschen das Geheimnis seines Wesens zu beschreiben sucht. Er sagt: „Ich bin die Wahrheit, der Weg und das Leben“, oder „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ oder „Ich bin das Licht der Welt“, oder „Ich bin das wahre Brot, das vom Himmel kommt.“ „Ich bin die Tür“, „Ich bin der gute Hirt“ – Aber nie hat er sich mit einem Priester verglichen. Nie hat er gesagt: „Ich bin der wahre Priester“ oder: „Ich bin der Priester nach der Ordnung des Melchisedek.“ Diese Bestimmung beruht also nicht auf einer Selbstaussage Jesu, sondern ist spätere Interpretation (mit besten Absichten).

Aber, indem diese Begrifflichkeit beibehalten wurde, wurde bald die Form des dreigliedrigen Priestertums in der Ordnung des Aaron (anstelle von Hohenpriester, Priester und Levit kamen Bischof, Priester und Diakon), ausdrücklich heißt es im Exsultet, dass der vortragende Kleriker in die „Schar der Leviten“ berufen wurde... Worin besteht die eigentliche Problematik und warum hat sich wohl Jesus selber nie als Priester bezeichnet?

Dazu ein paar Gedanken: der klassische Priester (das gilt für alle Religionen) steht mit dem Angesicht Gott zugewandt. Er bringt Gott das Opfer dar, er ist der, der die Gaben, die das Volk bringt, Gott übergibt. Wenn er opfert, steht er mit dem Rücken zum Volk, dem Allerheiligsten, dem Tempelschrein oder was immer, zugewandt. Anders ist das nicht denkbar. Sobald der Begriff Priester auftaucht, taucht in der Vorstellung der Menschen diese Ausrichtung auf. Das geht so weit, dass sich die Deutung durchgesetzt hat, dass Abraham dem Melchisedek den

Zehnten gab, obwohl das gar nicht im Urtext steht. Es könnte nämlich auch umgekehrt sein, der Text lässt das offen. Aber nach klassischer religiöser Vorstellung ist es undenkbar, dass der Priester dem Menschen etwas gibt.

Wie schwer solche religiösen Muster und Vorstellungswelten zu durchbrechen sind, zeigt uns das heutige Evangelium. Worte, wie wir gerade gesagt haben, bergen immer die Gefahr, dass sie das Gegenüber falsch versteht. Wer Jesus wirklich ist und wie seine Beziehung vor Gott und den Menschen ist, und wie wir sein Priestertum – wenn wir bei diesem Begriff bleiben wollen – verstehen dürfen, ersehen wir aus seinen Handlungen:

Er tut, was man am Sabbat nicht tun darf. Er steht dabei vor einer Ansammlung von Männern, die angeleitet durch die Lehre ganz genau wissen, was man darf und was nicht. Da ist kein Spielraum. Wer die bekannten Grenzen überschreitet, wird angeklagt. Lernbereitschaft ist gleich Null. Wenn man meint, alles über Gott zu wissen und sein Gesetz zu kennen, dann wird man automatisch zum Richter. Jesus aber überschreitet nicht nur diese Grenzen. Wir sind eingeladen auch genau hinzusehen, wie er das tut.

Er ruft den Menschen und sagt ihm: „Steh auf“ (nicht: fall vor mir nieder) weiter: „Stell dich in die Mitte!“ Die Mitte der Synagoge ist aber der Platz für die Thorarollen - der Platz für das Gesetz. Ziel jedes Gesetzes muss das Wohl des Menschen sein.

Dann aber kommt noch ein entscheidender Akt, durch den Jesus den großen Unterschied zum klassischen Priestertum verdeutlicht: Er kehrt niemandem den Rücken zu. Vielmehr sah er alle an. Der Reihe nach. Er ist zornig und traurig, weil er sieht, wie verstockt diese Männer sind. Aber er lässt sich in seinem dem Menschen zugewandten Tun nicht beirren. Deshalb beschließen diese Männer anschließend, dass Jesus beseitigt werden muss. Es scheint so schwer zu sein, das Neue zu verstehen und zu akzeptieren.

Dieses erschütternde Beispiel sollte uns nicht dazu verleiten, diese Männer, die Jesus umbringen wollen, vorschnell zu verurteilen. Wie oft geht es uns selber so, wenn jemand von einer Gotteserfahrung Zeugnis geben will, die nach unserem Muster nicht vorgesehen ist? Oder wenn eine Gotteserfahrung bei jemandem dazu führt, dass er in seinem Verhalten etwas anders wird?

Jeder Mensch ist eine einzigartige, noch nie dagewesene Gottesbeziehung. Worte werden niemals ausreichen, diese zu erklären und zu vermitteln. Niemals sollte man die eigene Erfahrung zur Norm erklären. Aber in vielfältiger Weise dürfen und sollen wir einander helfen und dienen, dass jeder sich in diese Unmittelbarkeit Gottes wagt, der jedem Menschen zugewandt ist und jeden Menschen ansieht, jenem Gott, der niemandem den Rücken zukehrt und der vom Menschen keine Gaben verlangt, sondern vielmehr sich selber als Gabe gibt, damit alles, was lahm und verdorrt ist, zum Leben kommt.